



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das bürgerliche Wohnhaus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

entschlagen kann, ohne an Feinheit im Ton oder an kräftiger und mutiger Gesinnung einzubüßen. Denn das ganze englische Volk durchweg auch tapfer ist, kann keiner leugnen, der längere Zeit in England gelebt hat. Zäh und tapfer, daß muß ihm der Meid lassen, behauptet es auch heute noch das stolze Wort: An Englishman never knows wen he is beaten! Man kann auch nicht einmal zu der Behauptung seine Zuflucht nehmen, daß die Engländer eine kühlere und weniger empfindliche Nation seien. Denn es ist eine unbestrittene Thatsache, daß die Hunderttausende, ja vielleicht Millionen von Fremden, die in den das Duell unter gewissen Bedingungen fordernden Begriffen aufgewachsen sind und dann in England ihren Wohnsitz nehmen, sich trotz ihres mitgebrachten Ehrbegriffs ohne weiteres den englischen Ansichten fügen. Um diese Thatsache zu erklären, muß man entweder annehmen, daß sie allesamt höchst friedlicher Natur wären und das Beleidigen verlernt hätten, oder daß sie sich davon überzeugen hätten, daß das Duell ein widersinniges, unsittliches und unzulängliches Mittel ist, die verletzte Ehre wiederherzustellen, oder endlich, daß die englischen Gesetze sie mit solcher Achtung erfüllt haben, daß sie lieber ihren Ehrbegriff geändert haben, als sich mit ihm in Konflikt zu setzen. Doch was auch der Grund dafür ist, daß alle diese Fremden in England ohne das Duell auskommen, soviel ist durch die unbestreitbare Thatsache bewiesen, daß der Ehrbegriff auch bei denen, die ihrem Ursprung nach einem Lande angehören, wo das Duell noch eine durch die Gesellschaft verlangte Einrichtung ist, nicht derartig feststehend und unwandelbar ist, daß er nicht leicht auch ohne Duell fertig werden könnte.

Möge die Zeit nicht fern sein, wo der Anstoß zu einer Änderung auch auf dem Festlande gegeben wird und die Staaten endlich aufhören, durch nachsichtige Beurteilung des Duells seinem Fortbestehen Vorschub zu leisten.



Das bürgerliche Wohnhaus



Das vielgelesene Buch über Rembrandt mag manches Thörichte und Anstößige enthalten. Aber ein Zug ist gesund darin, und er geht durch die ganze Schrift hindurch und bricht sich manchmal recht drastisch Bahn. Es ist das Recht des Persönlichen, des Individuellen, gegenüber allem Schablonenhaften, das der Rembrandt-Deutsche mit allem Nachdruck immer und immer wieder betont. Darin stimmen wir ihm bei. Auch darin, daß auf dem Gebiete der Kunst das individuelle Gefühl, der eigenartige Sinn für die Schönheit in den breiten

Volksschichten wieder lebendig werden muß, um dem vielgeplagten Dasein in der hastenden Gegenwart ein kräftiges Gegengewicht zu bieten.

Wo aber könnte sich der Schönheitsfuss deutlicher bethätigen als im Bau und in der Einrichtung des Hauses, nicht nur des herrschaftlichen, sondern vor allem des kleinen, bürgerlichen Hauses? Erst heißt es doch das kleine Heim reinlich, wohnlich und freundlich gestalten, dann können auch die Sinne geöffnet werden für die höhere, die große Kunst. Es ist gewiß wahr: ohne Kunstpflege, ohne Schönheitsfuss für die Umgebung auch im kleinen Hause werden wir Deutschen niemals wieder zu einer natürlichen Kunstblüte gelangen. Von unten herauf, aus dem Volke selbst müssen wie zur Zeit des Mittelalters die schöpferischen Gedanken aufsteigen und Leben gewinnen. Das künstlerische Gefühl muß von dem Kunstfuss der Massen, nicht bloß einzelner Liebhaber getragen werden.

Die Kunst kostet aber doch Geld, viel Geld, so heißt allgemein. Folglich ist sie nur für die Begüterten da. Schlimm genug, wenn es so ist, wenn sich auch auf dem Gebiete des Reimenschlichen, das allen Volksgenossen gleich zugänglich sein soll, die Kluft aufthut zwischen unten und oben, zwischen reich und arm. Muß es so sein? Die Kunst kostet wohl Geld, aber lange nicht so viel, als man gewöhnlich glaubt. Zum besten Teile bedarf es nur des guten Willens und des offenen Sinnes für das Schöne. Der gute Wille ist häufig vorhanden, an Schönheitsfuss aber fehlt es in bedenklicher Weise, da seit dem dreißigjährigen Kriege eine Zerstörung der künstlerischen Anlagen und eine Verwilderung des Geschmacks in unserm Volke eingerissen ist, von der wir uns noch immer nicht erholen können. Eine rauhe Natur und rauhe Verhältnisse begünstigen ohnedies nicht die Entstehung der Freude an der schönen Form und der harmonischen Farbe. Auch ist die Erziehung bis jetzt nur in wenigen Fällen bedacht gewesen, diese Lücke in unsrer nationalen Entwicklung auszufüllen. Auf die religiöse und geistige Ausrüstung des heranwachsenden Geschlechts hat man viel Mühe, viel Fleiß gewandt; aber die ästhetische Bildung ist herzlich schlecht weggekommen. Und das hängt wieder mit unsrer Armut zusammen. Über guten Geschmack predigen nützt nichts; das weiß man schon lange. Ließe sich der ästhetische Sinn andemonstrieren, dann könnte man sich ihn leicht verschaffen. Aber hier heißt es nicht reden, nicht lesen, sondern sehen, immer wieder sehen. Das allein wirkt. Deshalb ist der Wohlhabende auch hier wieder im Vorteil. Er kann reisen und dabei lernen die Augen aufthun. Selbst der Dümmste muß etwas mitnehmen, wenn er nicht ganz gottverlassen ist. Wer an die Scholle gebunden ist, muß sich mit guten Nachbildungen der Kunstschöpfungen begnügen. Aber auch diese sind teuer genug und so den meisten Menschen und Bildungsanstalten verschlossen. Deshalb hört und sieht der junge Deutsche gewöhnlich von diesen Dingen herzlich wenig.

Und was er sieht in Schaufenstern, Bilderbüchern u. s. w., ist oft auch nicht geeignet, seinen Kunstsin zu bilden.

Am schlimmsten ist er freilich dran, wenn er unsere modernen Straßen durchwandert. So malerisch eine altertümliche Stadt mit ihren krummen Gassen, ihren hohen Giebeln, ihren Erkern, ihren zerstreuten Thüren und Fenstern wirkt, so grauenhaft verkündet eine moderne Straße den blöden Herdensinn, den läppischen Jahrmarttsgeschmack, das gleichgiltige Gehenlassen wie das prozige Spießertum seiner Bewohner.

Muß das so sein? Das „herrschaftliche“ Haus, die „stilvolle“ Wohnung besorgen die Architekten auf Bestellung. Für den reichen Bauherrn ist es keine Kunst, sich geschmackvoll einzurichten. Aber das ist auch keine Kunst mehr, keine lebendige Kunst. Das ist weiter nichts als Prozedentum. Da heißt nur immer: Was werden die guten Freunde und Bekannten dazu sagen? Werden sie die Augen aufreißen, gehörig anstaunen, alle schlechten Bemerkungen hinunterschlucken und die wunderbare Kunstpflege, die hier eine Stätte gefunden hat, gehörig preisen? Besser ist's ja immerhin, als die Mietskasernen in unsern Großstädten, die der banausische Bauunternehmer außen mit den modernsten Stuckgekrösen, diesem echten Blendwerk der Hölle, und innen mit den immer grauenvoller werdenden Tapetenmustern beklebt, wert, voll gepfropft zu werden mit der berühmten „stilvollen“ Einrichtung!

Muß das so sein? Es liegt diese Öde, und das ist das Bittere an der Sache, in dem Mangel an Charakter bei dem Bauherrn und bei dem Baumeister, dem Mangel an einem gefunden ursprünglichen Gefühl, das einen eben solchen Willen hervorbringen könnte. Nicht einmal ein Wohnungstypus hat sich in unsern Kleinstädten ausgebildet, wie ihn das nieder- und oberdeutsche Bauernhaus besitzt. Die Großstadt hat allerdings ein Schema hervorgebracht; es ist das eine vom Kapitalismus zusammengewürgte Karikatur eines Wohnungstypus. Der Kleinstädter aber läßt seinen Maurer- oder Zimmermeister nach der üblichen Schundschablone bauen. Hineinzureden, zu fordern wagt er nicht; denn die Verlotterung unsrer Gewerbe — gelobt sei die Gewerbefreiheit! — läßt mit Sicherheit erwarten, daß jede Abweichung von der eingetrichterten Schablone eine besonders dicke Dummheit zeitigt. Aus dem Künstlerhirn unsrer braven Handwerksmeister hat mit wenig Ausnahmen die Dressur jeden Funken eignen Denkens verdrängt, sodaß sie vor allem, was ihnen noch nicht vorgekommen ist, was sie noch nicht „gehabt“ haben, zunächst einen höllischen Schrecken bekommen, um dann das Berkehrteste zu wählen, was es giebt. Das ist aber gar nicht verwunderlich. In der Fortbildungs- oder Baugewerkschule haben sie glattes, charakterloses Schablonenwerk, schwächliche Ausgebirten der Antike und der Renaissance kennen lernen, aber zu den mittelalterlichen Formen, namentlich in der Holzbehandlung, sind sie kaum geführt worden. Und doch läge gerade in der Wiedergeburt unsrer mittelalterlichen

Holzbauten das wahrhaft erfrischende und erlösende aus unsrer verputzten Backsteinöde. Statt des Formelschabes aus der Antike und deren Ableitungen käme es darauf an, den jungen Mann auszustatten mit einem tüchtigen Formenschatz aus unsrer mittelalterlichen Holzarchitektur.

Für den spätern Maurer- und Zimmermeister ist bei der Kürze des Studiums der antike Drill ganz vom Übel, so wie in unsern Volksschulen das aus dem Altertum herausgeschnittene Stück wie ein Lappen erscheint, der gar nicht zum Kleide gehört. Die Antike denkt plastisch; hier kommt alles auf streng rhythmische Anordnung an. Dieses System versagt aber bei Kleinern und billigen Bauten. Diese wollen vor allem malerisch erfaßt sein. Malerisch wirken unsre alten Städte, unsre Harzdörfer, unsre ober- und niederdeutschen und Schweizer Bauernhäuser. Da ist nichts von vorgeklebten Kunstformen, nichts von erschreckender Regelmäßigkeit, aber jedes Haus sagt deutlich: So solls, so muß es sein! Das giebt Charakter. Das Charakteristische ist das, was man am kleinen Bauwerk erreichen kann. Das Reiche, Symmetrische, Monumentale muß aus wirtschaftlichen Gründen wegfallen. Damit ist allerdings für ein kleines Haus die vollkommenste Schönheit ausgeschlossen. Aber das charakteristisch malerische ist erreichbar, und es wäre genug, wenn man es wirklich erreichte. Leider wird es nur zu oft nicht einmal erstrebt, weil der Sinn dafür ganz versteinert ist.

Ihn wieder zu wecken, den Weg zum Malerischen und Charakteristischen wiederzufinden, darauf kommt es jetzt an. Es ist zugleich der Weg zum Natürlichen und Selbstverständlichen. Unsre Vorfahren haben ihn gezeigt. Wir müssen nur Mut fassen, uns von der Schablone zu befreien, müssen von den alten Meistern des Holzbaues lernen und dann zusehen, wie man in natürlicher, unbefangener, gesunder Überlegung die alten schönen Formen mit den modernen Ansprüchen vereinen und der modernen Technik anpassen kann.

Hierbei sollte vor allem die deutsche Frau mitwirken. Hier eröffnet sich für sie ein ebenso großes wie schönes Feld fruchtbringender Thätigkeit. Sie entwerfe für das kleine Haus die Größe und Lage von Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmern und Küche, sie suche dabei das Nützliche mit dem Traulichen, das Sinngemäße mit dem Natürlichen zu verbinden. Freilich muß sie von vornherein Abschied nehmen von nichtsnutzigen Vorurteilen sogenannter Vornehmheit. Hauptgrundsatz muß sein: von innen nach außen — nicht umgekehrt! Also z. B. verschiedene Fenstergrößen nach der Bestimmung des Zimmers, das selbst nach seiner Größe verschiedene Höhe haben kann. Man soll von außen schon die Lage jedes Zimmers sehen können. Es ist nichts weniger als ein Unglück, wenn sich die Fenster im Außern bunt gruppieren. Das giebt malerische Motive. Versteht der Erbauer nur reizvoll anzuordnen und farbig zu behandeln, so bedarf es kaum irgend welches weitern Schmuckwerkes. Ein Hauptmotiv genügt für ein kleines Haus, sei es ein steiler Giebel, ein Erker, ein offener Gang u. s. w. So

ist es vielfach auch beim mittelalterlichen Hause gewesen. Möge man es auch wieder zu Ehren bringen und alle falsche Vornehmheit abstreifen, also zurückgreifen auf das hübsche Fachwerk mit den Abkantung und Kerbschnitten an den Hölzern, auf das schöne, altväterische rote Ziegeldach mit seinem warmen Ton, auf die einfache angehängte Rinne mit wenig verzierten, rhytmisch geordneten Hältern, auf die kräftigen, hochgebauten Essen mit malerisch wirkenden Auffäßen, auf die grünen Klapppläden an den Fenstern, auf den Steinfuß vor der Thür u. s. w. Das bedeutet Befreiung von allem falschen Vornehmthum, von allem Blendwerk. Man zeige doch einfach, voraus das Haus gemacht ist.

Aber die Verblendungskünste gehen so sehr durch unser gesellschaftliches Leben und Treiben, daß wirklich nicht allzu viele den Mut besitzen, einfach das zu sein, was sie sind. Alles will mehr scheinen, als es ist. Und so betrügt einer den andern, und jeder weiß das noch obendrein. Das tritt auch bei unserm modernen Bauwesen recht sichtbar in die Erscheinung. Bauherr und Meister wetteifern förmlich darin, mehr zu scheinen und dabei nur ja nicht aus dem hergebrachten Schablonenwesen zu fallen. Denn dieses gilt für vornehm, das Eigenartige womöglich gar für häuerisch. Aber das ist es ja gerade, was uns fehlt. Schlimm genug, wenn das als ein schändendes Beiwort gilt, worin seit Alters im wesentlichen unsre nationale Kraft besteht. Bringen wir es wieder zu Ehren. Schaffen wir eine häuerliche Architektur; denn sie ist, die wir zunächst brauchen. Verachten wir allen falschen architektonischen Flittertram und besinnen wir uns wider auf unsre eigne Natur und auf das, was unsre Natur für unsre Wohnungen erzeugt. Dazu gehört allerdings ein künstlerisches Gefühl, wie es — Gott sei's geklagt — in unsern Landen vielfach abhanden gekommen ist. Aber schon mehren sich die Stimmen, die auf das Einfache, Wahre, Echte und Natürliche dringen unter Verzicht auf allen unwahren, modischen Flittertram. Möchte nur auch unter den Handwerkern dieser Sinn, der im Mittelalter so herrliche Blüten trieb, wieder erstehen, daß sie mit Verstandnis, mit Lust und Liebe und mit dem nötigen Geschick den Gedanken nachgehen, die ihnen der Bauherr aufgiebt. Möchten sie nur auch wieder schöpferisch werden und sich nicht auf ihre Klappen verlassen, in denen das Schablonentum triumphirt. Freilich der Kampf ums Dasein ist heute härter als im Mittelalter, wo das beschaulichere Leben dem phantasievollen Schaffen günstiger war und auf richtigere Beurteilung rechnen konnte, als heute, wo ein verzärtelter Geschmack nichts Derbes und Kräftiges mehr aufkommen lassen will und die Sucht nach dem Neuen und Auffallenden alle tiefere künstlerische Empfindung erstickt.

Offenbar hat die Fabrik- und Schablonenarbeit viel zur Verflachung des Geschmacks beigetragen und die Fähigkeit der Handwerksmeister bedenklich geschädigt. Das lehrt auch ein Blick in unsre Zimmereinrichtungen. Was da geleistet wird, ist wirklich unglaublich. Wir reden nicht von dem Reichen; für ihn denken Architekt, Tapezierer und Modelieferant. Den vereinten Kräften gelingt

häufig etwas Ansprechendes. Aber im gebildeten Mittelstande, wie steht es da? Dies wolle man in dem Büchlein von Hans Schliepman: Betrachtungen über Baukunst nachlesen (Berlin, Polytechnische Buchhandlung, 1891), wenn die voranstehenden Betrachtungen, die zum Teil aus demselben Buche stammen, die Lust dazu erweckt haben.

Daß wir Deutschen in Dingen des Geschmacks seit der Verwilderung nach dem dreißigjährigen Kriege Barbaren waren und noch sind, wenn auch die Oberfläche glatter geworden ist als noch vor Jahrzehnten, das sollte sich jeder Deutsche Tag für Tag sagen. Aber nicht sagen allein, sondern dazu thun, daß es sich bessere, Bauherren und Baumeister. Die Bauherren sollen ihren Ruhm darin suchen, ein ihren Ansprüchen, ihren Neigungen, ihrem künstlerischen Gefühl entsprechendes Heim zu fordern, und die Baumeister sollen darnach streben, auch außerhalb der betretenen Pfade in ausgesprochenem Haß gegen alles Schablonenwesen die eigentümlichen Wünsche des Bauherrn zu verstehen und künstlerisch zu gestalten. Rückkehr zum Individualismus, zur persönlichen Eigentümlichkeit, das muß das Lösungswort der neuen deutschen Bauweise werden. Die allgemeinen Grundzüge dazu sind in den mittelalterlichen Vorbildern gegeben, namentlich in den reizvollen, malerischen Holz- und Fachwerkbauten.

Wöchten sie bald wieder überall in unsern Städten erstehen, das öde Scheinwesen vertreiben und anzeigen, daß das deutsche Gemüt noch nicht erstorben und verdorben ist. *)



Wahrheit?



Es giebt bekanntlich von Alters her eine Verwendung des Ausdrucks „Deutsch reden,“ worin er nicht viel andres als „hauen“ oder „bei den Ohren nehmen“ bedeutet. Ein späteres Geschlecht mag darüber entscheiden, ob es unsrer Zeit vorbehalten war, das Wort „Wahrheit“ in eine ebenso hervorstechende Beziehung zu dem Begriffe der Rohheit, Böbelhaftigkeit und Gemeinheit zu setzen. Früher war es höchstens die angebrachte Rücksichtslosigkeit, die sich der nahen Vertrautheit mit einer Seite jenes hehren Wortes rühmen durfte. Gegenwärtig ist dieser Beziehungskreis — nach unten zu — erschreckend erweitert worden, und es giebt bald keine unangenehme Seite des Lebens und der menschlichen

*) Wenns nur keine Baupolizei gäbe! In Leipzig würde man schön ankommen, wenn man den Platz zu einem Fachwerkbau einreichen wollte!